

britischer Kolonialherrschaft kommt Sinha zu dem Schluss, dass die in den Beiträgen dieses Bandes deutlich werdende Vielfalt, die eine universelle Norm von Männlichkeit widerlege, nicht nur Pluralismus oder Wahrnehmung der Komplexität sozialer Konstruktionen von Geschlecht bedeute, sondern zu einer radikalen Separierung zwischen Männern und Männlichkeit führe und somit die Idee stütze, dass Geschlecht eine relationale Kategorie ist, nicht nur in Bezug auf das sexuelle Geschlecht, sondern auf eine ganze Reihe von Kategorien, die sich im Laufe der Geschichte verändern. Dennoch verstärkt die Lektüre dieses Bandes den Eindruck, dass sich, abgesehen von im Einzelnen national und global divergierenden Konzepten, im Laufe des ‚langen‘ 19. Jahrhunderts in mehreren Aspekten ein transatlantisches Modell von Männlichkeit und *citizenship* entwickelte, das konstitutiv war und das den Widerstand der Exkludierten herausforderte. Weitere vergleichende Forschungen sollten diese Frage beantworten.

Birgitta Bader-Zaar, Wien

Sven Glawion, Elahe Haschemi Yekani u. Jana Husmann-Kastein Hg., **Erlöser. Figurationen männlicher Hegemonie** (GenderCodes; 4), Bielefeld: transcript 2007, 218 S., EUR 24,80, ISBN 978-3-89942-733-2.

Von Publikationen, in denen Männerforscher – mit Blick auf die Veränderbarkeit maskuliner Subjektivität – als viril geltende Lebenspraxen hinterfragen wollen, über um den Faktor ‚Mann‘ ergänzte Studien in diversen Disziplinen, bis hin zu wissenschaftskritischen Arbeiten, die eine fundamentale Neuausrichtung von Theorien und Methoden anstreben: Das auf Robert William Connell¹ zurückgehende Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“ wurde im wachsenden Feld der Männlichkeitsforschung vielfach ‚verwurstet‘. Seit einigen Jahren stoßen diese oft wenig reflektierten Adaptionen auf Kritik. So konstatiert Sylka Scholz, der Begriff „hegemoniale Männlichkeit“ habe eine unbestimmte Formelhaftigkeit angenommen² – nicht zuletzt aufgrund der Diffusität des Connellschen Ansatzes selbst. Sie schlägt vor, dessen Ebenen zu differenzieren: Es gelte, die Analyse hegemonialer Männlichkeit als Funktionsweise männlicher Herrschaft von jener historisch spezifischer Muster männlicher Hegemonie oder konkreter hegemonialer Sozialcharaktere zu unterscheiden.³ Neben Positionen, die – etwa im Sinn einer Verknüpfung von Connell und Pierre Bourdieu⁴ – für eine Weiterarbeit am und

¹ Robert William Connell, *Masculinities*, Cambridge 1995.

² Vgl. Sylka Scholz, *Basar der Männlichkeiten*, in: L'HOMME. Z. F. G., 12, 1 (2001), Soldaten, 160–164.

³ Vgl. Sylka Scholz, „Hegemoniale Männlichkeit“ – Innovatives Konzept oder Leerformel?, in: Hella Hertzfeld, Katrin Schäffgen u. Silke Veth Hg., *Geschlechter Verhältnisse. Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis*, Berlin 2004, 33–45.

mit dem Konzept plädieren, finden sich solche, die es verwerfen: Bettina Mathes schreibt, dem Ansatz sei ein „Willen zum Übersehen“⁴⁵ inhärent und betrachtet es als symptomatisch für westliche Männlichkeit, wenn Männerforscher sich unter dem Connellschen Label von feministischer Theorie abwenden.

Vor diesem Hintergrund zeichnet den hier zu besprechenden Band aus, dass er weder den Ursprüngen einer an „hegemonialer Männlichkeit“ interessierten Forschung in der feministischen Theorie den Rücken kehrt, noch es an konzeptueller Differenziertheit fehlen lässt. Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive fragen die Autorinnen und Autoren nach religiös strukturierten Darstellungsformen, in denen die Figur des Erlösers reproduziert, ja erst reproduzierbar gemacht wird. Anhand kontrastreicher Gegenstände wird untersucht, inwieweit die Logik der Erlösung als ein Konstitutivum hegemonialer Männlichkeit zu entschlüsseln ist. Das Buch, das aus dem an der *Humboldt-Universität zu Berlin* angesiedelten Graduiertenkolleg „Geschlecht als Wissens-kategorie“ hervorging, versammelt 13 Aufsätze.

Bündig beschreibt Stefanie von Schnurbein im Vorwort die epistemische Gratwanderung, auf die die Autorinnen und Autoren sich begeben, denen es um die Analyse des Beitrags vermeintlich säkularisierter Momente religiösen Wissens zur Verfestigung hegemonialer Männlichkeit geht. Sie bezeichnet es als – gerade geschlechtertheoretisch – lohnenswertes Unterfangen, Religion als „eine kritische Kategorie zu etablieren, ohne dabei in eine bloße Religionskritik zu verfallen“ (12). Schlüssig präzisieren die Herausgebenden hierauf einleitend den Gegenstandsbereich. Davon ausgehend, dass es zur symbolischen (Re-)Produktion männlicher Herrschaft stets Erlösungsgeschichten bedurfte und bedarf, die religiösen Strukturen derselben aber kaum (mehr) als solche sichtbar sind, formulieren sie die Grundthese, wonach hegemoniale Männlichkeit sich über Erlöserfiguren in die symbolische Ordnung einschreibe. Der Sammelband handle indes, so wird differenziert, nicht nur von Variationen konkreter Erlöserfiguren, sondern auch von Erlösungskonfigurationen in unterschiedlichen säkularen Wissensfeldern. Ein raffinierter Vorschlag wird in Bezug auf die bisweilen massenmedial verhandelte ‚Krise der Männlichkeit‘ gemacht: Auch sogenannte „Krisen- und Schmerzmänner“ (15) wollen sie als Erlöserfiguren verstanden wissen, gehörten zu Geschichten erlösender Weltüberwindung doch stets Momente von (drohendem) Scheitern und Leid. Da jeder hegemonialen Ordnung auch Formen des (emanzipatorischen) Widerstands inhärent sind, plädieren die Herausgebenden für ein relational-instabiles Verständnis von Hegemonie und stellen – mit Blick auf einige der Beiträge – fest, dass auch die In-szenierung schmerzhafter Krisen einer „Logik der Re-Privilegierung“ (18) folgen kann.

4 Vgl. Michael Meuser, Hegemoniale Männlichkeit. Überlegungen zur Leitkategorie der Men's Studies, in: Brigitte Aulenbacher u. a. Hg., *FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art*, Münster 2006, 160–174.

5 Bettina Matthes, Ödipus in der Männerforschung. Bemerkungen zur „hegemonialen Männlichkeit“, in: Aulenbacher, *FrauenMännerGeschlechterforschung*, wie Anm. 4, 175–178, 175.

In ihrer pointierten Lesart der kolonialen Erzählungen von Henry Rider Haggards und Joseph Conrads aus dem späten 19. Jahrhundert verdeutlicht Elahe Haschemi Yekani, wie aus der Oszillation von „(Wieder)Herstellung und Scheitern einer modernen Männlichkeit“ (97) die hegemoniale Position des weißen Gentleman als Erlös(t)er bekräftigt hervorgeht. Den Krisendiskurs, schlägt die Autorin vor, gelte es als Ausdruck einer privilegierten Position in den Blick zu nehmen. Beiträge, die sich – wie dieser – mit der literarischen Beförderung von Erlöserfiguren und Überwindungserzählungen befassen, bilden einen Schwerpunkt im Band. Beatrice Michaelis etwa analysiert den „Parzival“ von Wolfram von Eschenbach auf die Interdependenz von Schweigen, Männlichkeit und Sexualität und fragt, ob nicht ein „explizites Nicht-Wissenwollen“ (29) eine Machtposition sichern kann. Das zentrale Moment der von der Mannwerdung ihres Titelhelden handelnden Erzählung deutet Michaelis als Überwindung einer *queeren* Ordnung, bei der Parzival als „Hetero-Erlöser“ figuriert. Dass in der Rationalitätskritik um 1900 eine „Entrückung der ‚Geschlechterfrage‘ ins Urzeitliche“ (128) auszumachen ist, dient Eva Johach als Folie, um den geschlechterpolitischen Utopien in Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“ nachzugehen. In imaginärer Gemeinschaft mit seiner Schwester hat Musils Protagonist Ulrich für die Bedingungen eines ‚anderen Zustands‘ zu sorgen, der angesichts krisenhaft gewordener Geschlechterverhältnisse Erlösung verspricht.

Um einen ‚anderen Zustand‘ sind auch jene bewegten Mannen unserer Tage bemüht, die ein Faible für spirituelle Männerbücher haben. Sven Glawion nimmt sich dieses Genres an. Analytisch trennscharf untersucht er anhand von Publikationen, die auf Jesus als Vorbild für ein alternatives Mannsein rekurrieren, die angebotenen Männlichkeitsmodelle – um kritisch die theoretische Unterfütterung zu beleuchten, die diesen ‚Männer-Texten‘ gemein ist: die Tiefenpsychologie C. G. Jungs. Akribisch leitet Glawion her, dass bewegte Männer in der Figur eines „animaintegrierten Jesus“ eine neue Spiritualität finden können, ganz „ohne sich als Subjekte im kirchlichen und gesellschaftlichen Geschlechterverhältnis verändern zu müssen“ (165). Carsten Junker setzt sich mit dem „White Negro“ auseinander. Als eine frühe Form von „White Negroism“ sind die von schwarz geschminkten Weißen veranstalteten Maskeraden in den USA des 19. Jahrhunderts zu sehen. Eine andere Variante ist die um 1920 aufkeimende Faszination weißer Intellektueller für den ‚Primitivismus‘ schwarzer Kunstschaffender, und auch die von Anleihen beim Gospel gekennzeichneten Erfolge eines Elvis Presley können als Manifestationen eines spezifischen „White Negroism“ betrachtet werden. Detailliert zeichnet Junker nun nach, wie der Versuch von Norman Mailer – der den Begriff des „White Negro“ 1957 geprägt hat –, sich von der eigenen hegemonialen Position zu (er-)lösen, mit dem Phantasma einer geschichtslosen schwarzen Männlichkeit einhergeht und wiederum eine „rigide schwarz/weiß-Dichotomie“ (179) festschreibt.

Auch Fragen der popkulturellen Vermittlung hegemonialer Erlöserfiguren werden verhandelt. Davon ausgehend, dass der Erlöser als Stillfigur durch das Reklamieren von

Einmaligkeit funktioniert und so Machtrelationen zu anderen Männlichkeiten und Weiblichkeiten herstellt, geht Simon Strick einer Problematik nach, die sich auf die Medialität dieser Figur bezieht. Begreift man die selbsthingabebereite Männlichkeit von Jesus als eine „Basistrophe“ (67) im westlich-christlichen Diskurs, so gilt Erlösung – idealtypisch – als ein einzigartiges Ereignis. Stringent argumentiert der Autor, dass die Singularität des Erlösers einen „performativen Widerspruch“ (68) in sich trägt: Das bildhafte Zitat der Christusfigur steht in antinomischem Verhältnis zu deren Unverwechselbarkeit. An Mel Gibsons Film „The Passion of the Christ“ (2004) zeigt Strick, wie dieser die Problematik der medialen Inszenierung einer erlösenden Männlichkeit aufzulösen sucht. Daniela Hrzán arbeitet in ihrem Beitrag heraus, inwiefern es sich bei Bruce Springsteens Album „The Rising“ von 2002 um den Versuch einer Konso-lidierung weißer Männlichkeit handelt, der – unter dem Eindruck der Ereignisse vom 11. September 2001 – darauf abstützt, das „ultimative Opfer zu beschwören“ (56).

Schließlich finden sich in dem Band auch Beiträge, die eher sozialwissenschaftlichen Problemstellungen nachgehen. Inwieweit, so will Anke Langner wissen, hat das Erlösungsmotiv zur Etablierung jener Sonderanthropologie beigetragen, auf der die Behindertenpädagogik beruht? Dem geht sie exemplarisch anhand Jean Itards 1801 und 1806 verfassten Entwicklungsberichten über das ‚wilde‘ Kind Victor nach, welches – wiederholt in den Wäldern von Aveyron aufgegriffen – mit etwa zwölf Jahren an Itard übergeben wurde. In einer ambivalenten Logik zwischen Selbsterlösung und Erlösung seines ‚Klienten‘ habe dieser sich als Heilstifter in die Wissenschaftsgeschichte eingeschrieben; Victor sei auch ein Erlöser Itards gewesen, der sich über sein pädagogisches Handeln „den Ansprüchen der Zivilisation entziehen“ und „bereits Vergessenes wieder genießen“ (120) konnte. Langners Befund entbehrt für die heutige professionstheoretische Diskussion nicht einer gewissen Brisanz, weist doch der Anspruch der Behindertenpädagogik, ein gesellschaftlicher Schonraum zu sein – und zwar nicht nur für die zu Erziehenden, sondern „vor allem auch für die Erzieher/-innen“ (120) selbst –, ein bedenkenswertes Beharrungsvermögen auf.

Der Sammelband zeigt, inwieweit männliche Hegemonie auf die Denk- und Erzählbarkeit männlich vergeschlechtlichter, latent bis manifest religiös strukturierter Erlösungs- und Überwindungsgeschichten angewiesen ist. Indem er – in Bezug auf unterschiedliche Wissens- und Praxisfelder – nach der symbolischen Bedeutung und Wirkmächtigkeit ‚säkularer‘ Erlöserfiguren für die (Re-)Produktion und Verfestigung der Vorstellung einer hegemonialen Männlichkeit fragt, die sich von anderen Männlichkeiten oder von ‚Weiblichkeit‘ abhebt, trägt er zu deren diskursiven Erschütterung bei. Zudem ist es gelungen, den Gegenstand sowohl auf theoretisch-konzeptueller wie inhaltlicher Ebene substantiell weiterzuentwickeln. Insbesondere die vertiefte Auseinandersetzung mit der in der Männlichkeitsforschung und den Gender Studies gleichermaßen allgegenwärtigen Thematisierung einer Krise der Männlichkeit, aber auch eine hohe Sensibilität in Bezug auf die Interdependenzen von Analyse kategorien

wie Geschlecht, Religion, ‚Race‘ und Nation machen – nachgerade angesichts seiner historischen Bandbreite – das kritisch-reflexive Potential des Bandes aus.

Denis Hänzi, Bern

Laura Ugolini, **Men and Menswear. Sartorial Consumption in Britain 1880–1939** (The History of Retailing and Consumption), 306 S., EUR 73,99, ISBN 13-978-0-7546-0384-9.

Laura Ugolini legt mit dem zu besprechenden Buch ihre erste Monographie vor und bearbeitet darin die Frage nach Konsumgesellschaft und Männlichkeitsbildern, der sie sich in den letzten Jahren bereits mehrfach gewidmet hat. Die Autorin forscht an der *School of Humanities, Languages and Social Sciences* der *University of Wolverhampton* in Großbritannien und leitet dort das *Centre for the History of Retailing and Distribution*. Sie verschränkt in ihrer Arbeit Untersuchungen von Handel, Einkauf und Konsum von Männerkleidung mit Fragen nach der Konstruktion von Männlichkeit bei Produzenten, Verkäufern und Konsumenten. Ihre Studie ordnet sich damit in den wachsenden Korpus an Forschungen zur Kleidungsgeschichte in Konsumgesellschaften ein, hebt sich durch ihren Fokus auf Männlichkeitsbilder und Konsum jedoch auch davon ab.¹ Zur Besonderheit tragen außerdem der Untersuchungszeitraum und die verwendeten Quellen bei: Ugolini beleuchtet die sechs Jahrzehnte vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs in Großbritannien. Sie ist nicht an kulturellen Bildern und Repräsentationen von Männlichkeit und Kleidungskonsum interessiert, sondern an den viel diffiziler zu beschreibenden Erfahrungen, Gefühlen und Sehnsüchten von Männern in Bezug auf Kleidung: „The evidence for men’s experiences of sartorial consumption ... *does* exist, tucked away in autobiographies, oral history recordings and other contemporary writings“ (7). Kleidung war im Untersuchungszeitraum für Männer unterschiedlicher sozialer Kontexte ein viel diskutiertes, oft umstrittenes Thema.

Den theoretischen Rahmen gibt Arjun Appadurais Sammelband „The social life of things“.² Dessen Auseinandersetzung mit dem sozialen Leben von Männerkleidung bildet für Ugolini die Brücke zwischen den Erfahrungen von unterschiedlichen Männern und heterogenen Männlichkeitsbildern im Untersuchungszeitraum. Bereits in der Einleitung wird deutlich, wie eng das ‚soziale Leben‘ von Kleidung mit jenen Menschen zusammenhängt, die sie produzieren, verkaufen und tragen. „[T]his book is more about men and menswear ... as it seeks to find out what the use, sale and acquisition of clo-

1 Vgl. u. a. Jennifer Craik, *The Face of Fashion. Cultural Studies in Fashion*, London/New York 1994; Ian Griffiths u. Nicola White Hg., *The Fashion Business. Theory, Practice, Image*, Oxford/New York 2000.

2 Arjun Appadurai Hg., *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*, Cambridge 2005; ders., Introduction: Commodities and the Politics of Value, in: ebd., 3–63.